

(Nachdruck verboten.)

19] Das tägliche Brot.

Roman von C. Wiebig.

„Mutter, mach mir auf! Es ist spät geworden, ich konnte nicht dafür!“

Die Tür wurde mit Geräusch auf- und wieder zugeschlossen.

„Na, denkst du vielleicht, Du redst mir vor, daß du so lange in't Geschäft warst? Na, so dumm!“

„Das war ich auch! Der Chef hat uns so lange da-behalten, wir mußten das Lager in Ordnung bringen, 's is heut der letzte. Und denn fuhr mir die Pferdebahn vor der Nase weg; und die zweite, die kam, war besetzt, und der Omnibus auch. Ich mußte das ganze Ende laufen!“

„Gaha, wer det floobt!“

„Zeh doch hin und frage!“

„Z'wer' mir scheene hüten. Mir lächerlich machen? Zeh man rin bei Batern, der wird Dir lehren, um zwölwe Kommen Rumjetrieben haste Dir, mit Jott weiß wem! Z'feh es Dich an die Dogen an, daß Dich eener Süßholz in de Ohren jersapelt hat. Wie de ausfiehst — ganz abjeknutsch! Det sage ik Dir, verpsemperst de Dir, denn sollste mal sehen! Dator haben wir der nich in de höhere Töchterchule jehen lassen bis in de zweitoberste Klasse. Z' sage Dir een for allemal, bringste uns nicht een reellen Bräutijam, eenen, der wat in de Milch zu broden hat, oder wenigstens mal 'ne Pension kriegt, denn kannste Dir tragen — Du Rumtreibern!“

Trude weinte. „Ich hab mich nich rumjetrieben, Mutter! So wahr wie ich lebel!“

„Marisch rin zu Batern!“

„So frag doch bloß den Chef, Mutter! Zeh doch bloß hin!“

„Z, nu sag mall! Du bist wohl reene verrückt?! Wo kann ik mir so de Zeit verrennen for nisch un wieder nisch?! Z'weeh, wat ik weeh — biste noch nie um etwe jekommen, was?!“

„Da war ich noch mit 'ner Kollegin spazieren jegangen. Man hat so 'ne Sehnsucht nach 'n Endchen frische Luft!“

„Nanu, hab ik denn da en Wort über verloren? Aber um zwölwe zu kommen, ein' aus'n besten Schlaf raus zu trommeln, det is denn doch zu ausverschämt. De brauchst jekt nich zu heulen! Geul nachher, wenn de Deine Maulschelle von Batern weg hast!“

„Klaub mir doch, Mutter!“ Es klang wie ein Aufschrei. Frau Reschke lachte zornig. Mine hörte das Zuschmettern der Glastür und dann in der guten Stube ein dumpfes Durcheinander von Herrn und Frau Reschkes Stimmen. Auch Elli piepte dazwischen. Von Trude keinen Laut; sie verteidigte sich nicht mehr.

„Haste gehört?“ flüsterte Bertha, die auch erwacht war, und stieß Mine fichernd in die Seite. „Die nehmen de Trude ordentlich vor!“

Von Gretes Strohsack her kam ein tiefer Seufzer.

„Schlaf doch, Grete,“ ermahnte Mine. „Warum schläfst denn nich?“

„Ich — graule — mir so,“ ächzte das unglückliche Kind. Als Bertha längst wieder tief atmete und auch Mine die schweren Lider zugefallen waren, weinte Grete noch leise.

Das war Mines letzte Nacht im Keller; ihr und Berthas Abschied am andern Tag vom Reschkeischen Grünfram war kein allzu herzlicher. Nicht nur, daß Frau Reschke ihnen täglich zwanzig Pfennige Schlafgeld und dreißig Pfennige Kostgeld pro Person berechnet und Mine einen Haufen Arbeit aufgebürdet hatte, jekt verlangte sie auch von jeder drei Mark — „für ihre Bemühungen“, wie sie sagte.

Als Mine Opposition machen wollte — hatte sie sich nicht allein drüben beim Destillateur vermietet, die Tante hatte keinen Finger darum geregt — hob Herr Reschke, der gerade mit einer Siebkanne das weikende Gemüse übergoh, diese drohend in die Höhe. „Bloß weil de de Richte bist, tut se's for dreie, sonst kost's viere; aber wenn de nich die Schmauze hältst, denn —“

Berta brachte durch Zupfen und auf den Fuß Treten die Erregte zum Schweigen. Sie zeigte die freundlichste

Miene beim Abschied; aber als sie mit Mine die Kellertreppe hinaufstieg, drehte sie sich oben noch einmal um und verzog ihr hübsches Gesicht zu einer häßlichen Grimasse.

6.

Nun diente Mine schon die zweite Woche in der Destillation. So nah es war, sie hatte noch nicht einmal Zeit gefunden, zu den Verwandten hinüberzugehen; sie hatte auch keine Lust dazu. Ihr Herr schickte sie in einen anderen Grünfram auf der Kirchbachstraße, dessen Besitzer ein guter Kunde von ihm war.

Eines Abends klopfte es leise an die Hintertür der Küche; als Mine öffnete, erstaunte sie sehr, Elli draußen zu finden. Vorsichtig spähend schlüpfte die Kleine herein.

„Is der Oll nich da?“

„Wer? Der Herr?“

„Er soll mir nich sehen, der olle Schnapsphantischer! Mutter schickt mir, Du sollst bei uns laufen kommen!“

„Ich kann doch nich“, sagte Mine. „Ich muß doch gehen, wohin der Herr mer schickt.“

„Sawoll!“ Elli lachte pfeifig. „Na, ich hab's Dich bestellt von Muttern. Komm man ja morgen, sonst kriegste Mordskrach.“

Schon war sie wieder fort; Mine lief ihr nach und schrie hinter ihr drein: „Was macht denn de Grete?“

Elli drehte sich noch einmal sichtlich um und suchte die Käslein:

„Was jekt mir das an? Ich weiß nich!“

Mine ärgerte sich über das freche Ding; sie hatte eine förmliche Sehnsucht nach der stummen Grete, viel mehr wie nach Berta. Die hatte sie mehrmals, als sie den Laden setzte, drüben auf der anderen Straßenseite vorüberdanzeln sehen, das jüngste Kind von Hauptmanns an der Hand. Sie schien sehr vergnügt und drehte den Kopf hin und her; mir nach der Destillation sandte sie keinen Blick.

Nun hoffte Mine auf den Sonntag; da hatte sie Ausgang und wollte die Freundin aufsuchen, vielleicht daß sie miteinander einen schönen Spaziergang machten. Sie freute sich darauf und konnte die Nacht von Sonnabend auf Sonntag vor Aufregung kaum ein Auge zutun.

Sie warf sich ruhelos in dem eisernen Klappbett, dessen Drahtnetz zerrissen war und ihr bei jeder Bewegung mit den spitzen Enden, durchs Unterbett durch, in den Rücken stach. Es war ein schmales Lager, auch nicht für ihre Länge berechnet; sie mußte krumm liegen und die Füße hochziehen.

Die ersten Nächte hatte sie aber doch wie tot geschlafen; die jetzige Tätigkeit in ihrer Ungewohntheit, strengte sie mehr an, als die schwerste Arbeit auf dem Felde. Eine Art Berzweiflung überkam sie, wenn sie daran dachte, daß sie's nie lernen würde die Biergläser so zu füllen, daß sie lange noch nicht voll waren und doch eine Nietenhaube Schaum oben überquoll. Auch war sie nicht flink genug dabei, vergossene Bierneigen aufzuwischen; die Gläser, die sie hinterm Schanktisch spülte, glitten ihr viel zu langsam durch die Hände, und ihr Gesicht war lang wie drei Tage Regenwetter, wenn sie, mit verschlafenen Augen blinzeln, im Tabaksdunst, wie von einer Wolke umweht, bis Mitternacht auf ihrem Posten ausharren mußte.

Zuweilen fingen die Gäste an, mit ihr zu schäkern; besonders im Anfang hatten sie's versucht, aber sie sah so verständnislos drein bei allen Redensarten, daß sie ihre Versuche bald aufgaben und der Herr etwas von „dämlicher Person“ murmelte. Mit einem geradezu steinernen Gesicht wusch sie ihre Gläser ab und trampelte dabei hin und her.

Nur einer war da, ein Dutscher mit einem hohen Hut — „Weißlackierter“ titulierten ihn die übrigen — der kümmernte sich immer noch um sie. Der war nett. Traf er abends, lustig pfeifend, den weißen Zylinder ein wenig auf die Seite gerückt, ein, galt sein erster Gruß ihr. Wenn sie den Gruß auch nur schüchtern erwiderte, ohne einen Aufblick, so lauerte sie doch schon immer darauf; er war das erste Freundliche, was ihr seit dem Morgen widerfuhr. Und der Weißlackierte hatte so eine gute Stimme, und — als sie ihn einmal anzusehen wagte, entdeckte sie's — auch so einen guten, wahrhaft treuen Blick.

In den Larameter dachte sie, als sie sich schlaflos von einer Seite auf die andere wälzte und horchte, ob sie aus dem Chaos von Tönen, das von der Vorderwohnung bis hier hinten nach ihrem Hängeboden drang, nicht seine Stimme herausfinden konnte. Das war ein furchtbarer Lärm, so toll war's noch nie gewesen! Da ging ein gut Teil des heut auszuzahlten Lohnes drauf!

Frötelnd zog Mine die Decke höher. Nein, sie möchte keine von den Frauen sein, die da vorhin gegen Mitternacht kamen und ihre Männer abholen wollten! Ausgelacht waren sie worden, mit langen Nasen mußten sie abziehen; die eine, deren Mann so schimpfte, war noch lange draußen vorbeigestrichen und hatte mit bangen Augen durch die Scheiben der Tür gespürt. Nein, so würde der Weißladerte nie sein!

Mit diesem beruhigenden Gedanken drückte sie die Augen fest zu, aber der Schlaf kam nicht. Das Gewirr der Stimmen, das sich jetzt in ein dumpfes Murmeln abschwächte, dann zu einem wütenden Geschrei steigerte, schreckte sie immer wieder auf. Jetzt, eine Lachsalbe, und jetzt — zitternd richtete sie sich halb in die Höhe — das war ein Schrei gewesen, ein Schrei so gellend und quiekend, wie der eines Schweines, das der Metzger abtötet. Machten sie einen tot?!

Mit weit aufgerissenen Augen lauschte sie. Vorne ein mächtiges Gepolter, ein Tischerücken, ein Stuhlumwerfen, ein Durcheinandergetrappel von Füßen, ein Rasseln und Klirren, ein Schlurfen und Schleifen. Die prügelten sich! Jetzt Schimpfen und Fluchen, jetzt lautes Gezeter und jetzt rauhe Schreie!

Krampfhaft die Decke unterm Kinn zusammenhaltend faß das Mädchen aufrecht.

Solch ein Getöse machten die zu Hause ja nicht einmal beim Jahrmart, oder sie hatte das wenigstens nur von weitem die Dorfstraße herunterhören gehört, und die war ihr wohlvertraut, jedes Haus, und von den Männern, die im Wirtshaus lärmten, kannte sie jeden einzelnen Namen. Aber hier — hier war alles so unheimlich fremd! Waren das Mörder, die da miteinander rangen?

Zu Todesangst schlugen ihr die Zähne aufeinander. Wenn sie hierher kämen?!

Da wurde die Tür aufgerissen, die nach dem engen Flur zur Küche führte.

Sie kamen schon! Ein gellender Angstschrei wollte sich ihrer Kehle entringen; sie unterdrückte ihn zu einem gepreßten Aechzen. Die Decke über den Kopf ziehend, kroch sie ganz in sich zusammen.

So lag sie, in kalten Schweiß gebadet, bis zum Morgen. Beim ersten Tagesstrahl kletterte sie vom Hängeboden herunter, der Kopf war ihr wüß, die Glieder schwer. Vorsichtig, mit angehaltenem Atem, schlich sie den Flur entlang; ihr Herz klopfte wild — was würde sie finden?!

Die Tür nach der Wirtsstube stand sperrangelweit offen. Bierseidel waren bis in den Flur gekollert, Scherben lagen wie gesät. Und da — kaum wagte sie hinzusehen — da lag auch ihr Herr, querüber auf der beschmutzten Diele, die Arme weit von sich gestreckt, die verglasten Augen halb geöffnet und — schnarzte.

Mit einem Gefühle plötzlicher Erleichterung stieg Mine über ihn weg — nur betrunken!

Sie ließ ihn ruhig liegen und machte sich an ihre Arbeit. Sie öffnete die Ladentür und merkte nun erst, beim Hineinwehen der frischen Frühluft, wie verpestet hier innen die Atmosphäre war. Lange stand sie, auf ihren Besen gelehnt, in der offenen Tür und schaute die morgensille, sonntäglich leere Straße hinab.

Noch lagen die Großstädter in den Betten, aber die daheim, die rüsteten sich schon zum allsonntäglichen Kirchgang. Da wurde gefeist und pomadisiert, und der Vater rasierte sich, einmal in acht Tagen, die schwärzlichgrauen Bartstoppeln. Da drängten sich die Schwestern vor dem kleinen Spiegel und stritten um den Platz und probierten die bunteste Schleiße, und Marge schmierte noch einmal so viel Wachs auf seine Stiefeln und wipbelte die Härchen auf seiner Oberlippe, um den Mädchen zu imponieren!

Mine stieß einen tiefen Seufzer aus. Nicht einmal zur Kirche konnte sie hier kommen!

Als sie die häßlichen Flecke der Diele weggeschneuert hatte, machte es ihr ein schwermütiges Vergnügen, den Sand in Kränkeln zu streuen; das war das einzige, was sie an den Sonntag zu Hause erinnerte.

Draußen erwachte allmählich der Großstadtsonntag. Fenster öffneten sich Türen klappeten. Ein Volkswagen kam

lingelnd vorbeigerast. Welche Arbeiterfrauen schlichen aus den Toren der Mietskasernen der Kirchbachstraße, unter dem Tuch die schäbige Einkaufstasche tragend. Verkäufliche Wägen, denen die noch ungebräunten Haare wirr in die Stirn hingen, huschten über die Götterstraße; die Stube der Blätterin in Nummer vier wurde gestürmt. Heute wurde gutes Ausgehvetter, da wollte man noch einmal Staat machen in heißen Blusen und weißen Unterröcken.

(Fortsetzung folgt.)

Hagenbecks Tierpark.

Als im Jahre 1848 der alte Gottfried Klaus Carl Hagenbeck aus Hamburg, der Vater des heutigen berühmten Hagenbeck, im Krollischen Etablissement in Berlin eine Anzahl Seehunde ausstellte, welche zufällig von Nordseefischern gefangen und von ihm gekauft worden waren, dachte er nicht an die Möglichkeit eines Tierhandels engros, wie er in dem heutigen Tierpark in Stellingen bei Altona seine Stätte gefunden hat.

Wenn man aus Altona, eine der ödesten und reizlosesten Großstädte von Deutschland, durch das holsteinische Geestland mit den großen Viehweiden gegen Stellingen hinausgeht, dann stellt man schon von weitem zu seinem größten Erstaunen gewaltige Gebirgsparthien und Felsenriffe ganz unvermittelt aus diesem Flachland aufsteigen. Als ich zum ersten Male diese Hochgebirgsaase in der einförmigen Norddeutschen Tiefebene erblickte, gab ich mich den wunderlichen Gedanken über die Entstehung dieser seltsamen geologischen Erscheinung hin. Des Rätsels Lösung fand ich aber nicht und begnügte mich dafür mit der Anerkennung, was für ein guter Gedanke es von dem großen Tierhändler gewesen sei, seinen Tierpark auf ein Terrain mit so interessanten geologischen Gebilden und Formationen zu verlegen.

Gleich nach dem Eintritt durch das monumentale Hauptportal, das uns die neue exotische Welt durch gewaltige Tier- und Menschengestalten bildhauerisch nahe bringt, ziehen zerklüftete Klippen, wie sie in den süditalienischen Dolomiten vorkommen, den Blick auf sich. Die Spannung erhöhte sich, als ich auf einem der Risse in aller Freiheit einen Steinbock klettern sah. Es brauchte ein paar gute Minuten, bis ich mir zögernd zugestand, daß der Tierpark nicht aus einer glücklichen Idee heraus um diese Felsengebilde herum angelegt war, sondern daß die letzteren einfach von Architekten, Künstlern und Geologen in den Park hineingebaut worden sein müssen.

In der Tat handelt es sich bei Hagenbecks neugegründetem Tierpark nicht nur um ein großkapitalistisches Unternehmen, sondern auch um eine wissenschaftliche Tat. Maßgebend war dabei der Gedanke, es den aus allen Weltteilen hier vereinigten Tieren so heimisch als möglich zu machen und sie dem Beschauer mit dem ganzen Reiz ihrer in der Freiheit erworbenen charakteristischen Eigenschaften zu zeigen. Die natürlichen Lebensbedingungen sind für die nubischen Löwen ebenso hergestellt worden, wie für die südamerikanischen Lamas, und die Steinadler haufen ebenso in Felsenklüften, wie die afrikanischen Strauße über tiefen Sandboden weite Strecken im raschesten Galopp dahineilen können. Die Ausführung dieses Planes, den Tieren möglichst die Wohnbeschaffenheit ihrer Heimat zu geben, hat nun die unbeabsichtigte, aber nicht weniger interessante Folge gehabt, daß man in diesem Tierparadies ein Gesamtbild der wichtigsten geologischen Formen der Erdrinde bekommt. Da sehen wir Felsspitzen des Hochgebirgs, wo das Urgestein, der Granit, noch eine Schieferkluppe trägt, während sein spitzer Nachbargipfel schon ganz frei davon ist und deshalb keine reine Granitstruktur mehr zeigt. An manchen Felspartien sind fast sämtliche Gesteinschichten, Schiefer, Mergel, Kalk, Sandstein, d. h. die vom tiefsten Untergrund in die Höhe gedrückten Gesteinschichten vertreten. Die Sedimentgesteine in den polaren Gebirgsparthien sind durch Frost abgewittert und die fjordartige Schlucht, wo die Eisbären haufen, zeigt alle Vorsprünge durch Gletscherwirkungen rund geschliffen.

Diese künstliche Gebirgswelt mit ihren 50 bis 60 Meter hohen Hochlandscapen aus dem Himalaya, den Alpen oder der Polarregion sind das Werk eines Schweizer Architekten und Künstlers, der über gewaltigen Holzgerüsten mit zementfarbigem Mörtel und allen Mitteln der modernen Baukunst einen so festen Gesteinspanzer legte, daß nicht nur leichtfüßige Gassen, Wildschafe und Steinböcke darauf herumklettern können, sondern auch gewaltige Löwen und Tiger ihre wilden Jagden darin ausführen.

Durch die Schaffung derartiger Heimatsbedingungen und durch eine geeignete Fütterung ist es Hagenbeck gelungen, der heißen Zone angehörige Tiere derart zu akklimatisieren, daß z. B. Löwen sich im Winter einfach das natürliche Schuttmittel eines dichteren Winterpelzes aneigneten und Strauße auch bei zehn Grad Kälte im Freien herumlaufen. Es war in den letzten Tagen des November, als ich das Stellingener Tierparadies zum ersten Male besuchte. Es war ein leichter Schnee gefallen, und ich ging arglos auf eine der ersten im Park liegenden Felspartien zu. Ich werde den Eindruck nie vergessen, wie ich in einer tiefen nach oben durch Felsgründe offenen Schlucht nicht nur Löwen sich im frischgefallenen Schnee wälzen sah, sondern auch plötzlich die unangenehme Entdeckung machte, daß die Schlucht völlig unbergittert

war und einem gegenseitigen Besuch zwischen mir und den Löwen beiderseits nichts im Wege stand. Das innere Bewußtsein, es würde schon auf irgendeine Art dafür gesorgt sein, daß das Dugend der in der Schlucht zwischen Felsen und alten kolossalen Baumstämmen herumtollenden Wäpöntönige nicht herantäme, um einem die Hofen zu beschmuppeln, wird durch den untrüglichen Augenschein doch etwas gelähmt. Man sieht mit dem besten Willen kein Hindernis, das den Löwen ein solches Vorhaben unmöglich machen könnte. Ein Wärter aber, der an einem kleinen in die Felsen gelassenen Eingangstor steht, lärt mich gegen zehn Reichspfennige auf. Er ließ mich durch ein Dreifreuz eintreten und nun sah ich, daß hinter der dem Zuschauer zugekehrten Vorderseite der Schlucht ein mit Agaven und künstlichen Tropenpflanzen verdeckter acht Meter breiter mit Wasser gefüllter Graben liegt. Da kein Löwe weiter als fünf Meter springt, so wird selbst dann, wenn einmal einer der Wäpöntönige von einem besonders unbehagbaren Freiheitsdurst befallen würde, der Sprung nicht gelingen und der Flüchtling an der glatten schiefen Wand abgleiten, ins Wasser fallen und froh sein, von dort pudelmäßig wieder den Weg in die Schlucht zu nehmen. Aber von außen, wo man den Graben nicht sieht, ist die Täuschung, daß die Tiere sich in vollkommener Freiheit befinden, vollständig. Ebenso vollständig wie bei den in Freiheit hoch oben über der Raubtierschlucht horstenden Adlern und Geiern, die drohend von oben herunter äugeln und deren lange Ketten, mit denen ihrer Freiheit einige Einschränkung auferlegt ist, man von unten nicht bemerkt.

Etwas ganz Sentimentales ist es, die Anmut und Flinkheit der gehörnten und ungehörnten Kletterer in der Hochgebirgsgruppe zu beobachten. Es handelt sich bei Anlage dieser Hochgebirgslandschaft darum, insbesondere den Steinböden, Wildziegen, Wildschafen einen Aufenthalt zu bieten, in welchem die Tiere ihre Klettermuskeln üben und zugleich die Schalen ihrer Klauen abnutzen können. Dazu ist rissiges verwittertes Sedimentgestein gewählt worden. Ein kleiner Gebirgssee und die Reste einer im Sommer wohl in Blüte stehenden Gebirgsflora verleihen dieser von den gräßlichen Tieren belebten Hochgebirgslandschaft einen frischen Reiz. Wer noch nie im wirklichen Hochgebirge Genspielen sah, der kann sich hier ein richtiges Bild von der Kühnheit und Kletterkunst dieser Tiere machen.

Das lebendigste Bild völlig in Freiheit befindlicher Tiere gibt das Nordlandpanorama, das ähnlich wie die Löwenschlucht einen vollständig ungehinderten Blick in das lustige Treiben der gefangenen Vertreter der Polarzone bietet. Von hohen Felsen herab stürzen sich die Seebären, diese lähnen, geschickten Schwimmer mit der aalglatten Haut, ins Wasser, um dort hineingeworfene Fische zu ergolten. Ihr Gebell erfüllt die Luft und wird übertönt von dem Gebrüll und Begrunde der schwerfälligen Walrosse, bei deren Anblick man sich des Vergleiches mit den Gesichtern alter Mummelgriese nicht erwehren kann. Auf den künstlichen Eishöhlen, die durch die Kälte zu natürlichen geworden sind, häufen Pinguine und sonstige Polarvögel mit der ihnen eigenen komischen Unbeholfenheit herum. In einer Höhle, die mit hochaufgetürmten Eishöhlen fast ausgefüllt ist, haust eine ganze Familie Eisbären und auf einem hochfeldartigen Plateau äßen die Rentiere, welche von den Eisbären des lieben Friedens halber durch einen tiefen unsichtbaren Graben mit ganz glatten Bänden getrennt sind.

Wenn man nun noch die großen indischen Elefanten dazu nimmt, die im Park beim Transport von Bäumen, schweren Steinen beschäftigt werden, dann kann man sich eine Vorstellung von der großen Vielseitigkeit des Hagenbedschen Tierparks machen. Jedenfalls wird man bei der Wanderung durch dieses moderne Paradies der Tiere den einen Gedanken los, der einem den Besuch von Menagerien stark verleiden kann, daß es eine nicht geringe menschliche Grausamkeit ist, diese königlichen Tiere in wenige Quadratmeter großen Käfigen gefangen zu halten und ihnen dadurch die ganze natürliche Eigenart langsam zu nehmen. Hagenbeds Tierpark in Altona ist jedenfalls die humanste Menagerie der Welt.

A. S.

Kloster und Gewerbebetrieb.

Von französischen und belgischen Klöstern hörte der Zeitungsleser in den letzten Jahren öfters als Stätten besonders rücksichtsloser Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft; in aufsehenerregenden Gerichtsverhandlungen wurden hierüber Feststellungen in voller Deutlichkeit gemacht. Man weiß, daß die wohl berühmteste Dinstoffabrik der Welt bis zur letzten französischen Kirchengesetzgebung im Besitz und im Betriebe von Mönchen war. Die bekannten Namen des Franziskaner-Biers, des Dominikaner-Bräues, der Jesuitenbrauerei, erinnern uns an die Beziehungen anscheinend weltfremder Mönche mit dem weltfrohen Brauergewerbe. Derartige Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit ließen sich unschwer häufen. Ja man könnte eine für die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte sehr bedeutungsvolle und umfangreiche Untersuchung über die Beziehungen von Klöstern und Gewerbebetrieben anstellen. Im Mittelalter waren die Klöster bekanntermaßen die Bewahrer, wenn auch nur selten die Förderer des wissenschaftlichen Erbes des klassischen Altertums, und hierdurch bedeutungsvolle Vermittler geistigen Besitzes. Sie waren in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters auf deutschem und englischem Boden auch die Träger der wirtschaftlichen Kultur. Die Formen besserer Ackerbestellung,

der Obstzucht und mannigfacher Verwertung der Rohprodukte brachten die Missionare jener Zeit in das heidnische Mittel- und Nordeuropa.

Im Klosterhof finden wir, wie dann später in der kaiserlichen Pfalz und auf den Edels- und Stifthöfen die Gewerbe blühen, wenn auch im wesentlichen nur betrieben für die große Einzelwirtschaft des Königs, des Stiftes, des Klosters, des Edelherrn. Ueber die große Bedeutung der Fronhöfe als Ausgangspunkt gewerblicher Entwicklung sind wir durch die grundlegenden Schriften von Maurer seit langem unterrichtet. Einiges Material führt auch der verdienstvolle und leider viel zu früh verstorbene Moritz Heyne in seinem soeben aus seinem Nachlasse veröffentlichten Werke „Das altdeutsche Handwerk“ (Straßburg 1908. N. F. Krüßner) an, das wir hier zusammenstellen wollen. Er verweist z. B. auf die merkwürdig frühe Verwendung des Eisenbeins in Deutschland, das vorwiegend zu kirchlichen Zwecken bearbeitet wurde, so daß der Kunsthandwerker auch nur in geistlichen Kreisen auftritt, ohne Zusammenhang mit dem profanen Leben. Dies gilt aber nicht bloß für den Eisenbeinarbeiter oder Eisenbeinschnitzer, sondern wohl auch für den Edelschmied, den Glaser und den Holzschnitzer. Mit Namen ist uns bloß ein Eisenbeinschnitzer — Ben ein Mönch — überliefert, Tuotilo, der auch sonst ein trefflicher Künstler, ein Fächter, Goldarbeiter, Musikler, Musiklehrer, Maler, Sprachgelehrter, Bildhauer gewesen sein soll. Der Bischof Salomo von Konstanz, der zwei Eisenbeinfaseln besaß, eine mit römischer Schnitzerei bedeckt, und eine völlig glatte, bloß zum Schnitzen hergerichtete, übergab ihm die letztere mit dem Auftrage, sie mit Bildwerk zu zieren. Auf einem Bild der sitzenden Jungfrau Maria wird überliefert, daß es der erwähnte Tuotilo von St. Gallen zu Metz in Holz geschnitten hat.

Das Kunsthandwerk war mit den Klöstern enge verbunden. Der Kreis derer, für die die Kunsthandwerker ihre Tätigkeit ausübten, war zunächst beschränkt. In der profanen Welt kamen nur die obersten Gesellschaftsklassen eigentlich in Betracht, namentlich was Gewandung, Schmuck und Prunkgeschirr betraf, höchstens daß die Kunst der Holzschnitzerei auch tiefer hinabgriff, wenn es sich um Verzierung von Hausteilen handelte. Sonst ist das Kloster den Sitz einer intensivsten Kunstgewerblichen Tätigkeit, besonders was die Arbeiten in Metall und Glas, Gold und Eisenbein angeht. Was hierin von geistlichen Künstlern im 11. und anfangs des 12. Jahrhunderts geleistet wurde, darüber gibt das Buch des pseudonymen Theophilus Presbyter: „Schedula diversarum artium“ (Verzeichnis der verschiedenen Künste) Auskunft. Es enthält Anweisungen für das Gebiet der Malerei, Glas- und Metalltechnik, vorzugsweise der Goldschmiedekunst, für Orgelbau und Glodenauf, gibt auch einiges über Edelsteine und Perlen, sowie Eisenbeinschnitzerei; aber die Schnitzerei in Holz ist dort ebensowenig berührt wie die Drechslerei, Töpferei und Weberei; ein deutlicher Fingerzeig für die Art und Ausdehnung klösterlicher Kunstbetätigung.

Geistliche Kunsthandwerker waren auch die Buchmaler und die Pagenbinder; ihr Beruf, ausländischen Ursprungs wie er war, blieb innerhalb der Klausur. Dagegen betreibt sich nach und nach ein anderes zuerst im Kloster geübtes Handwerk, das des Baumeisters in Stein und das des Steinmetzen. Die Verbreitung dieses bedeutungsvollsten frühmittelalterlichen Handwerkes, dessen Zeugnisse uns in den ragenden Domen erhalten sind, geht von den Gotteshäusern und Stiftsgebäuden aus, die unter Leitung von Geistlichen, anfangs durch landfremde italienische oder gallische Maurer, später durch einheimische, oft auch wieder klösterliche Kräfte aufgeführt werden. Das Kloster sorgt für die berufliche Ausbildung der Leiter solcher Steinbauten nach römischer Ueberlieferung; es entstanden förmliche Bauhütten in den Klöstern. Aus der karolingischen und nachkarolingischen Zeit sind uns nur geistliche Baumeister selbst für steinerne Profanbauten überliefert. Als Karl der Große eine Kirche bauen wollte, übertrug er die Ausführung einem Abte, nachdem er von allen Ländern diesseits des Meeres Meister und Werkleute aller Künste dieser Art berufen hatte.

Heyne erzählt uns auch von großen Klöstern, die Glas herstellen ließen. Klösterliche Eigenleute fertigen im Hausbetriebe das für die Herrschaft benötigte Quantum. Sie sind wenig leistungsfähig: Am Ende des 10. und am Anfang des 11. Jahrhunderts müssen sich Abte von Tegernsee gegenüber Bestellern von Fensterglas entschuldigen, daß sie keine oder nur wenige Borräte haben, und ihren Arbeitern erst die Herstellung auftragen müssen. Bei der Erwähnung von Steinbrüchen erwähnt Heyne, daß zu Werkleuten bei geistlichen Bauten auch mönchliche Kräfte herangezogen werden, die sich nach der Ordensregel vor keiner noch so schweren Arbeit scheuen dürften. Die weltlichen Arbeiter verharteten durch das Mittelalter und später in der untergeordneten Stellung der bloßen Zubereiter für Maurer und Steinmetzen.

So sehen wir an diesen wenigen Beispielen, wie die Klöster die Vermittler römischer Gewerbe- und Kunstfleißes, die Verbreiter gewerblicher Technik waren. Die Klöster haben in früheren Jahrhunderten ungewisselhaft manche große Kulturaufgabe erfüllt, die ihnen aber bald von weltlichen Personen und Körperschaften abgenommen wurde. Raum für irgendeine Einrichtung ergibt sich im Wandel der Zeiten eine so mannigfache und sich vielfach direkt widersprechende Beurteilung, wie für die Klöster. Wir glauben nicht, daß die Stellung der Klöster in den ersten Jahrhunderten

nach Einführung des Christentums in Deutschland allein nach ihrer Bedeutung für die Geschichte des Geisteslebens und der wirtschaftlichen Entwicklung zu beurteilen ist. Was wir hier feststellen wollten, ist bloß die Bedeutung des Klosters für die Anfänge der deutschen Geistesgeschichte.

Kleines feuilleton.

Der Wald und das Klima. Daß der Mensch im Urzustand den Wald nicht besonders zu schätzen vermochte, ist leicht begreiflich. In den Schilderungen des alten Germanien beispielsweise findet man in Zusammenhang mit den Wäldern die Sumpfe erwähnt, die die schlimmsten Feinde der menschlichen Gesundheit sind und ihre Nachbarhaft niemals zum Aufenthalt des Menschen besonders einladend gemacht haben können. Der Wald ist aber weit früher richtig eingeschätzt worden als das Hochgebirge, was wiederum leicht erklärlich ist, weil sich der Wald dem Menschen sehr bald als nützlich erwies und infolgedessen von ihm ausgenutzt und in seiner Ausdehnung vermindert wurde, während das Hochgebirge weit länger für ihn eine starre Wildnis blieb. Seitdem ist der Wald dem Menschen ein Freund geworden, und er hat ihn und alles, was in ihm lebt und weht, mit tausend Fäden in seine Einbildungskraft und Poesie hineingezogen. Wenn man über die Bedeutung des Waldes im allgemeinen ein Urteil abgeben soll, so wird man vielleicht von vornherein geneigt sein, seinen psychischen Wert für den Menschen höher anzuschlagen als seinen klimatischen. Schon vor zweihundert Jahren brachte einer der ältesten forstlichen Schriftsteller Deutschlands, Hans v. Carlowig, diese echt deutsche Anhänglichkeit an den Wald dadurch zum Ausdruck, daß er ihn als „eine mit Ruh vermengte Sinnelust“ bezeichnete. Mit dem Aufstreben der Naturwissenschaften hat sich dann die Frage, ob der Wald auch ganz besondere klimatische Einflüsse besitze, allmählich in den Vordergrund gedrängt. Eine ausgezeichnete, eingehende Uebersicht über den heutigen Stand dieser Frage hat auf Grund eines bedeutenden wissenschaftlichen Materials Professor Schwappach aus Eberswalde in der „Zeitschrift für Valnologie“ gegeben. Aus dem geschichtlichen Rückblick geht hervor, daß richtige Anschauungen über den klimatischen Einfluß der Wälder eigentlich erst seit 50 Jahren einzeln begonnen haben, da auch erst seit dieser Zeit genaue wissenschaftliche Beobachtungen eingeführt wurden. Seitdem hat sich die Mannigfaltigkeit und Gründlichkeit dieser wissenschaftlichen Studien so vermehrt, daß ihre Zusammenfassung eine erhebliche Arbeit bedeutet. Professor Schwappach stellt die Schlussfolgerungen, die sich nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnis ziehen lassen, in folgender Weise zusammen: Der Wald vermindert die Temperaturextreme und die Temperaturschwankungen innerhalb seines Bereichs, hat aber in dieser Hinsicht auf eine weitere Umgebung wenig Einfluß. Auch die mittlere Temperatur der Waldluft ist im großen und ganzen von der Außenluft kaum verschieden. Der Boden des Waldes ist in der Sommerzeit kühler, im Winter etwas wärmer als der freiliegende Boden. Die Luftfeuchtigkeit ist nach absoluten Mengen im Walde gleichfalls unvermindert, in relativer Hinsicht aber, was für alle Lebewesen wichtig ist, wegen der geringeren Temperatur im Sommer etwas größer. Die Meinung, daß der Wald den Regen anziehe, ist nicht berechtigt. Dennoch ist er für die Aufspeicherung von Feuchtigkeit von unschätzbarem Wert, weil das Wasser in ihm weniger schnell verdunstet, namentlich infolge des Schutzes vor den Winden. Ueberhaupt wirkt der Wald auf die Luft beruhigend ein, und die Abkühlung der Luftbewegungen macht sich sogar bis auf fast zwei Kilometer über den Wald hinaus auf der Leseite (der Seite, nach der der Wind hin weht) bemerkbar. Wenn Wälder der Ursprungsort von Quellen sind, so hängt diese Tatsache doch mehr mit anderen Verhältnissen zusammen, als mit dem Vorhandensein der Bewaldung. Der größte Nutzen der Wälder ist darin zu sehen, daß sie den Boden festhalten und gegen Abschwemmung und gegen das Forttragen durch den Wind schützen, und darauf beruhen auch die verhängnisvollen Folgen der Entwaldung eines Landes.

Literarisches.

Paul Stoeving: „Allerlei Geisergeschichten. Novellen und Skizzen.“ (Berlin-Großlichterfelde, Chr. Friedrich Vietweg, G. m. b. H.) Erst vor zwei Jahren hatten wir Gelegenheit, Paul Stoevings Monographie: „Von der Geige“ als eines der gebiegensten Spezialwerke über das Violinethema hier zu empfehlen. Nun lernen wir den in London tätigen deutschen Musikgelehrten von einer neuen Seite kennen. Er entpuppt sich in diesen „Geisergeschichten“ als eine feinsinnige Künstlernatur, auch wenn er musikalische Novellen schreibt. Gerade diese, wissenschaftliche Gründlichkeit mit intimerem Plauderton verbindende Art ist es, die das Buch „Von der Geige“ so reizvoll macht. Natürlich hat es für den Dichter-Musiker mehr als ein persönliches Interesse, auch das „Drum und Dran“, das Mythische, das an einem Instrumente hängt, anderen Menschen zu erschließen. Stoeving ist ja nicht der Erste, der solche Geschichten geschrieben hat. Elise Polkos „Musikalische Märchen“ usw., Clara Lindners Skizzenbuch „Aus Frau Pufflas Reich“, vor allem Karl Göhles treffliche „Musikantengeschichten“ sind dem Stoevingischen Buche vorangegangen; aber es reiht sich ihnen ebenbürtig an. Der Verfasser hat eine klare, von niederdeutschem Humor durchsättigte

anschauliche Schilderungsgabe. Er weiß auch die Tragik eines Künstlerlebens aufzurollen. Die Wundermacht der Geige steht bei allen Geschichten im Mittelpunkt; und so wird jeder, der Stoevings Buch „Von der Geige“ besitzt, auch gern nach seinen „Geisergeschichten“ greifen.

Psychologisches.

Das Gedächtnis im Traume. Dem Traume gegenüber äußert sich das Volksempfinden, das allerorten ruhig nebeneinander die ärgsten Widerprüche duldet, einerseits in dem Worte: „Träume sind Schwärme“, andererseits in der Veranschaulichung und kritischen Benutzung sogenannter Traumbücher, unter denen einzelne, wie das der Frau Lenormand, sogar berühmt geworden sind. Als seelische, geistige Erscheinung gehört der Traum in das Gebiet der Psychologie, und schon seit Aristoteles ist von vielen Philosophen und Physiologen versucht worden, die Probleme des Traumes zu lösen. Den ausführlichsten Versuch der „Traumdeutung“ legt in einem fast 400 Seiten starken Bande (Wien, Franz Deuticke) Professor Dr. Sigmund Freud vor. Nach ihm erweist sich der Traum bei der psychologischen Prüfung als das erste Glied in der Reihe abnormer psychischer Gebilde, und seine Theorie gipfelt in dem Satze, daß der Traum eine Wunscherfüllung sei. Wir können hier natürlich Freuds Theorie nicht auf ihre Richtigkeit prüfen, ebenso wenig wollen wir auf die einzelnen Abschnitte seines Buches, die die Methode der Traumdeutung, die Traumentstellung, das Traummaterial und die Traumquelle, die Traumarbeit und die Psychologie der Traumborgänge behandeln, näher eingehen, sondern wollen nur einen Punkt aus der Frage der Beziehung des Traumes zum Wachen berühren. Auch hierüber gehen die Ansichten der Fachmänner auseinander, aber als unbestritten darf man annehmen, daß alles Material das den Trauminhalt zusammenlegt, auf irgend eine Weise vom Erlebten abstammt, also im Traum reproduziert, erinnert wird. Kommt es nun im Wachen vor, daß wir auf Dinge, die wir gewußt haben, und plötzlich nicht mehr besinnen können, oder auch daß Dinge, die wir sicher so und so oft schon gesehen haben, uns plötzlich durch irgend einen Zufall, zum Bewußtsein gelangen, so kommt es auch vor, daß im Trauminhalt ein Material auftritt, das man im Wachen nicht als zu seinem Wissen und Erleben gehörig anerkennt. Hat der Traum es selbst hervorgebracht, oder aus welcher Quelle stammt es? Aus einer Quelle des Wachen, die, wie angedeutet, verschüttet war und nun, ohne daß die Ursache stets zu erkennen ist, wieder in das Bewußtsein gelangt. Hierfür teilt Freud einige interessante Beispiele mit. So erzählt J. Delboeuf in seinem Buche „Der Schlaf und die Träume“, er habe den Hof seines Hauses mit Schnee bedeckt gesehen und unter dem Schnee begraben und halb erstarrt zwei kleine Eidechsen gefunden. Er nahm sie auf, erwärmte sie und brachte sie in die für sie bestimmte kleine Höhle im Gemäuer zurück. Auch steckte er ihnen einige Blätter eines kleinen Farnkrautes zu, das auf der Mauer ringsum wuchs und das sie gern fraßen. Im Traume kannte er den Namen der Pflanze: *Asplenium ruta muralis*. Im Wachen umfloßte seine Kenntnis nur wenige lateinische Pflanzennamen, kein *Asplenium*. Aber zu seinem Erstaunen mußte er sich überzeugen, daß der Farn *Asplenium ruta muraria* existiert, dessen Namen der Traum nur ein bißchen entstellte hatte. Die Sache erschien ihm rätselhaft. Erst sechzehn Jahre später fand er bei seinem Freunde ein kleines Herbarium, darin das *Asplenium*, und den Namen von seiner eigenen Hand beigezeichnet. Nun fand sich auch die Lösung des Rätsels: Zwei Jahre vor dem Traume hatte Delboeuf den Besuch der Schwester des Freundes erhalten. Diese hatte das für ihren Bruder bestimmte Herbarium bei sich, und auf ihre Bitte hatte Delboeuf die Namen nach dem Diktate eines Botanikers beigezeichnet. Die ihm, dem Philosophen, wohl gleichgültigen Namen — die er also einmal gewußt hatte — waren seinem Gedächtnis wohl ziemlich schnell entchwunden und sind jetzt im Traum erst wieder aufgetaucht. Ein Jahr aber vor dem Traume hatte eine Zeitschrift, zu deren Abonnenten er gehörte, die Eidechsengeschichte abgebildet, wie sie dann der Traum, nicht schöpferisch sondern nur wiedergebend, dargestellt hatte.

Freud erzählt dann noch von einem Patienten, der träumte, er habe sich in einem Kaffeehause eine „kontuszóvla“ geben lassen, er wisse aber nicht, was das sei. Freud sagte ihm, das sei ein polnischer Schnaps, der Name sei ihm von Plataten her bekannt. Der Patient wollte es nicht glauben, nach einigen Tagen aber bemerkte er den Namen auf einem Plakat, und zwar an einer Strakenede, die er seit Monaten täglich mindestens zweimal gekreuzt hatte. Zum Schluß sei noch auf äußere Sinnesreize als Traumquellen hingewiesen und aus der Literatur einige Beispiele angeführt. Wir lesen, wie jemand geträumt habe, daß er von einigen Personen überfallen wurde, die ihn der Länge nach auf dem Rücken auf die Erde legten und ihm zwischen die große und die nächste Zehe einen Pfahl schlugen. Als er darauf erwachte, merkte er, daß zwischen den Beinen ein Strohballen steckte. Ein anderer träumte, daß er gehackt werde; die Ursache dieses Traumes war, daß er sein Hemd am Halse etwas fest zugesteckt hatte. Weiter wird uns von einem Manne berichtet, der beim Zubettgehen eine Flasche mit heißem Wasser an die Füße gelegt und darauf im Traume eine Kette auf die Spitze des Aetna machte, wo er die Hitze des Erdbodens fast unerträglich fand.